

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

5.

Donnerstag, am 31. Januar 1850.

Wohnungen in Rußland.

Die Slaven wohnten ursprünglich in Wäldern, die von Sümpfen und hohen Bergen umgeben, sie von den Germanen trennten. Von den karpathischen Gebirgen und den Ufern der Weichsel bis zu den Pyrenäen und dem atlantischen Ocean war das Klima damals rauh und kalt, der Winter dauerte mehr als ein halbes Jahr, bis um das zehnte Jahrhundert die zunehmende Bevölkerung die Strenge der Natur besiegte. Schon Homer, der neun Jahrhunderte vor der Geburt Christi wahrscheinlich gelebt, sagt vom heutigen südlichen Rußland, daß der Himmel immer in Nebel gehüllt ist, die Sonne nicht am Horizonte erscheint und eine ewige Nacht herrsche. Die Griechen und Römer hatten von den zwischen den Karpathen und dem baltischen Meere gelegenen Ländern nur dunkle, fabelhafte Sagen. Herodot spricht von den unabsehbaren, waldarmen Steppen zwischen dem Lauris und dem Dniepr, und erzählt von dem achtmonatlichen Winter, von den die Luft füllenden fliegenden Federn (Schnee), von dem eingefrorenen asowischen Meere, auf

dem die Einwohner ohne Furcht gehen und fahren, und von den während dieser Zeit sich in Wölfen verwandelnden Menschen, was wohl auf die zum Schutze gegen die Kälte getragenen Wolfsäpelze hindeutet. Tacitus spricht zuerst von den baltischen Wenden, den slavischen Stammverwandten, und erzählt, daß sie schon Häuser bauten, und der gothische Schriftsteller Jornaud erwähnt ihrer als eines mächtigen Stammes. Die Slaven bauten ihre Hütten an abgelegenen, von Sümpfen umgebenen Orten, so daß man ohne Führer nicht zu ihnen gelangen konnte. Sie müssen aber schon damals mit ihren Nachbarn in Fehde gewesen sein, denn ihre Hütten hatten geheime Ausgänge und ihre Kostbarkeiten wie ihr Getreide bewahrten sie in tiefen Gruben. Jornaud*), der im sechsten Jahrhunderte lebte, sagt ganz richtig: Hi paludes sylvasque pro civitatibus habent; aber merkwürdig ist es, daß der bekannte schwedische Historiker Dalin**) im 17. Jahrhunderte die Ungereimtheit schreiben konnte, daß Rußland von Nowgorod bis Kiew eine Insel gewesen und eine schwedische Provinz gebildet hatte.

*) Jornaud: De reb. Geth. S. 85.

**) Dalin: Geschichte der Schweden.

Die ersten Hütten der Russen waren aus unbehauenen Holzstämmen zusammengesetzt und nach Willkür oder individueller Bequemlichkeit hingestellt. Sie bestanden aus einem großen Zimmer, in welchem eine Abtheilung für das Hausvieh und Geflügel und eine andere zur Aufbewahrung des Getreides und Heues diente. Das ist noch jetzt in Großrußland der Fall. Die Kleinrussen haben kleine, reinlich gehaltene Häuschen und einen abgesonderten Verschlag für's Hausvieh. Auch baut sich dort der Sohn, wenn er heirathet, ein abgesondertes Häuschen, und die väterliche Hütte gehört dem jüngsten Sohne. In Großrußland aber wohnen der Großvater mit Söhnen, Töchtern und Enkeln in einer weitschichtigen, nur aus einem großen Gemache bestehenden Hütte, die auch zugleich Kälber, Lämmer, Gänse und Enten und eine Unzahl von Schaben beherbergt, welche letztere, wie der humoristische Vogel bemerkt, die Wände wie Pflaumen spicken.

Die Reichern hatten schon im Innern des Hofes ein zweites Stockwerk, das mit einem Zaune umgeben war. Die Großfürstin Olga besaß schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts ein steinernes Haus. Auch umgab man die sich bildenden Städte mit hölzernen oder steinernen Mauern und baute Thürme von gleichem Materiale. Vladimir I. ließ im Jahre 994 von griechischen Baumeistern eine Mariakirche aus Eichenholz bauen, für welche er die Heiligenbilder und Kirchengefäße aus Constantinopel erhielt. Der Großfürst Andreas Jurjewitsch ließ im 12. Jahrhundert in Vladimir eine steinerne Kirche mit einer Kuppel bauen. In den Dörfern behielten die Häuschen immer dieselbe Form, die sie noch jetzt besitzen; sie waren nicht hoch und wurden mit Brettern, größtentheils aber mit Stroh gedeckt. Die Städter baueten schon hohe Häuser mit einem oberen Stocke, wo die eigentliche Wohnung sich befand, wie sich dies aus geschichtlichen Beispielen nachweisen läßt. Die Heiden in Kiew durchbrachen in einem untern Gemache die Zimmerdecke, damit zwei Christen, Vater und Sohn, die sie ihrem Gözen Verunopfern wollten, herunterstürzten und auf diese Weise um's Leben kämen. Den Körper des

getödteten Vladimir I. ließ man mit einem Stricke vom oberen Stocke hinab. Das untere Gemach diente zum Aufbewahren des Methes und zur Vorrathskammer. Unweit dem Hause wurde ein eigenes Ruhehäuschen aus einem Zimmerchen mit einem Bette bestehend gebauet. Die Großfürsten und Bojaren hatten schon Empfangzimmer (Gnidnizi), wo die Gäste bewirthet wurden. Auch baute man im Hofe einen Taubenschlag, da die Tauben die Lieblinge der Russen waren und sind. In den kleinen Städten sieht man noch jetzt ganze Heerden Tauben auf den Straßen herumspazieren, die sehr wenig menschenscheu sind und von den Eigenthümern sorgfältig gepflegt werden.

Die Häuser der Großen waren mit Wachskerzen beleuchtet, die übrigens gar nicht theuer waren. Das Wachs war in Rußland in Uebersuß vorhanden, man brauchte es nur in den wilden Bienengärten im Walde aufzusuchen. Wohlhabende brannten Del in runden Thongeschirren, die noch jetzt gebräuchlich sind. Arme Leute erhellten ihre Hütten mit Rienspänen, die noch immer in den Bauernhütten die Stelle des höchst seltenen Lichtes vertreten. Reisende im 16. und 17. Jahrhundert erzählen, daß man bei außerordentlichen Gelegenheiten die Straßen mit Rienspänen beleuchtete, und außerdem noch Fässer mit Pech, Hausen Stroh und Holz brannten. Erst im 17. Jahrhundert wurden die Talglichter in Rußland eingeführt, Seifensiedereien aber erst unter der Herrschaft Peter's I. errichtet. Die Wachskerzen führten zum Gebrauche der Leuchter, die nach dem Muster der Kirchenleuchter verfertigt wurden.

Die Häuser wurden von den Russen selbst gebauet. Der Russe, von der Natur bedeutend begabt, ist selbst Zimmermann und Baumeister. Es ist wunderbar in einem russischen Dorfe zu beobachten, wie die Russen mit nichts als einer Art und einem Senkblei versehen, ohne irgend ein anderes Werkzeug zu besitzen, ein ganzes Haus aufbauen. So war es auch in der frühern Zeit. Mit dem 12. Jahrhundert begannen in Rußland nützliche Handwerke häufiger zu werden. Es gab auch fremde Maler und Baumeister, die vorzüglich nur bei Kirchenbauten

beschäftigt waren. Doch war der russische Baumeister Peter Milonjeg in Kiew berühmt, der am Ufer des Dniepr eine Mauer erbauete, von der die Zeitgenossen als von einem großen Wunder sprechen. Selbst die Paläste der Großfürsten in Kiew und der Moskauer Kreml waren ursprünglich von Holz. Erst der Großfürst Ivan Kalita verschönerte Moskau mit Steinhäusern, umgab aber noch im Jahre 1339 Moskau mit einer Mauer von Eichenholz. Auch wurden zu jener Zeit die Dome der Mutter Gottes und der Erzengel wie die Johanneskirche erbaut. Die Häuser der Großen waren alle von Holz, weil es Ueberfluß an Waldungen gab und das Brennen der Ziegel noch sehr wenig bekannt und ungemein schwierig war. Im Jahre 1433 wohnte der Nowgoroder Erzbischof schon in einem steinernen, von deutschen Künstlern erbauten Palast mit 30 Thoren, gemalten Wänden und mit Schlaguhren geziert. Im Jahre 1449 baute sich der Moskauer Metropolit einen ähnlichen Palast. Moskau besaß damals im Innern der Stadt Haine und Wiesen, Mühlen und Gärten. Die Häuser der Bojaren unterschieden sich von denen des Volkes nur durch ihre Höhe und die mit Meth gefüllten Keller. Die Zimmerwände waren nackt, nur die Reichen hatten Tische und Eichenbänke, welche an den Wänden herumstanden und mit Teppichen manchmal bedeckt waren. Stühle und Lehnsessel waren unbekannt. Nur die Großfürsten hatten anstatt des Thrones einen erhöhten runden Sitz; an der Tafel saß man auf mit Seiden- und Sammetstoffen bedeckten Holzbänken. Heiligenbilder bildeten den Schmuck der Zimmer, besonders durfte und darf es auch jetzt am Wunderthäter Nicolaus nicht fehlen, vor dessen Bild immer eine Lampe brennt. An Feiertagen wurden auch vor den andern Bildern Wachskerzen angebrannt. Neben denselben stand auch ein mit weißem Gewebe gedeckter Tisch, und unter den Heiligenbildern war der Ehrenplatz.

Im Jahre 1494 wurde unter der Regierung des Iwan Wafflewitsch III. von den fremden Künstlern Marco und Pietro Antonio ein

Theil des jetzigen Kreml erbaut, der also schon über 300 Jahre alt ist.

Im 15. und 16. Jahrhunderte waren die Häuser der Städter noch mit Stroh gedeckt, und aus Mangel an Glas die Fenster mit Blasen oder in Del getauchte Leinwand umzogen. Später kam das Marienglas in Gebrauch. Moskau, sagt Francesco da Mollo, hat drei Meilen im Umfange. Es hatte im Jahre 1520 41,500 Häuser, und mehr als 100,000 Einwohner, wäre aber beinahe 1597 zu Grunde gegangen, wenn man nicht das Komplot des Fürsten Schtschazin, die Stadt zu verbrennen entdeckt, und ihn mit seinen Mitschuldigen hingerichtet hätte.

Die Häuser hatten die Defen zum Heizen und zum Kochen in den Zimmern, und jeder Ofen hatte einen geräumigen Raum, der zum Schlafen in der Nacht und zum Ausruhen am Tage diente. Peter der Große hatte sich ein solches Häuschen aus drei Zimmern gebauet, wo gleichfalls ein solcher Ofen angebracht war, mit einer Ofenröhre, wo er sich selbst Wasser wärmte. Dieses Häuschen ist jetzt eine Capelle. Es wurde also in den Zimmern gekocht und nach Tische das Feuer ausgelöscht. Ueberhaupt war in Moskau lange Zeit das ländliche Leben trotz der Größe der Stadt vorherrschend, die Häuser umgaben Gärten und Wiesen, unweit dem Kreml wurde Heu gemäht und dieser großartige Palast hatte königliche Gärten, Teiche und Mühlen. Es dauerte lange bis Moskau den Anblick einer großen Stadt darbot, trotz der großartigen Gebäude, die man dort errichtete und der Eröffnung einer Akademie der Künste im Jahre 1758 unter der Herrschaft Elisabetha Petrowna.

Im Innern der Häuser schlich sich nach und nach der Luxus ein. Wir finden in alten Liedern, daß die damaligen Großen in ihren Gemächern und Schlafzimmern Biber- und Zobelselle ausbreiteten, und die Betten mit Elfenbein ausgelegt waren. Auch fehlte es nicht an Gold- und Silberverzierungen. Die Wände der Steinhäuser selbst waren mit Brettern belegt, weil sie glaubten, dadurch die Zimmer trocken und warm zu erhalten, sie schlugen sie aber mit vergoldetem

holländischen Leder aus. Der Bojar Matwejew, der Beförderer der Künste, war auch der Erste, der seinen Palast mit Bildern und Gemälden berühmter Maler und mit Kupferstichen schmückte.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus München im Jahr 1847.

Von Elisa.

(Fortsetzung.)

Wenn ich nun von der Glyptothek mich in die Erzgießerei zu der Bavaria versetzte, so geschieht es zwar der Nachbarschaft wegen; doch ist sie auch der schönste Beweis, was ihr genialer Schöpfer Schwanthaler, der das Modell geliefert, der Antike verdankt, von der die Glyptothek uns so herrliche Muster zeigt. Die kolossale Jungfrau erinnert an die Worte unsers Dichters:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Milde paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

da in der reinen Harmonie ihrer Formen das Widerwärtige eines weiblichen Kolosses verschwindet. Die Milde ihrer Züge ist Herz gewinnend, wenn auch ihr Kopf groß genug ist, ein paar Duzend Menschen beherbergen zu können; die schönen Arme sind von einer Weichheit der Form, daß man vergißt, wie sie zermalmen könnten, hätten sie Leben, und über das Ganze ist die reinste Anmuth ausgegossen. Jene Anmuth zwar, die wie hier das Product der wieder zur Natur gewordenen Kunst ist, findet sich gerade nicht sehr häufig in dem Lande, dessen Repräsentant die hohe Jungfrau sein soll; doch mag sie als ein weit zu erschauendes Ideal dastehen, da ein Volk, gleich dem einzelnen Menschen, hoch hinauf nach seinen Vorbildern schauen muß, soll es nicht vergessen, daß es solche sind. Bei aller Vorliebe für das natürliche unverkünstelte bairische Volk muß ich doch zugestehen, daß dort das Ideale, soll es allgemein gefallen, allerdings etwas vom Landestypus annehmen muß;

daher würde eine winzige Bavaria doppelt lächerlich sein und in den Verdacht der Sentimentalität gerathen, oder wohl gar als Blaustrumpf verdächtigt werden, was hier, wie ich glaube, ziemlich leicht ist, ihr aber jedenfalls allen Credit rauben würde. Könnten doch Völker und Menschen ihre verschiedenen Individualitäten bis zu einem gewissen Grade sich mittheilen! Wie liebenswürdig müßte ein Mixtum compositum eines gebildeten Nordländers mit der ganzen Tiefe seines Wesens und eines gemüthlichen Baiern sein, mit der innern und äußern Gesundheit, die sein wohlbehäbiges Aeußere, das in der Jugend in der Regel sehr hübsch ist, mit jener Ernsthaftigkeit zur Schau trägt, die gar nicht begreift, daß etwas anders sein könne, als sie es begreift. Wie würde die Kritik der reinen Vernunft sich zuerst zausen mit der derben Naivität, bis es möglich würde, sich zuletzt brüderlich zu umarmen, und wie würde der zersetzende Witz des „gebildeten“ Berliners verstummen vor dem harmlos ertheilten, doch so kräftigen Hieben des bairischen Volkswizes, der gleich mit Keulen darein schlägt. Gebildete Süddeutsche sind deshalb sehr liebenswürdige Menschen, auch vermiffen wir Norddeutsche an ihnen weniger eine gewisse Tiefe, als an den Völkern des mittleren Deutschlands, wo eine Art von Ueberkultur Verflachung erzeugt hat.

Die Erzgießerei, aus der die Bavaria hervorgeht, an deren unterem Theile des Waffenrocks so eben gearbeitet wurde, ist die größte, welche existirt, und wird nach Stiglmayer's Tode, dem sie ihren Ursprung verdankt, von seinem Nefen, Miller, betrieben. Nie ist bis jetzt dort ein Guß mißlungen, wenn gleich solche von zweihundert bis dreihundert Centner nicht selten sind. In einer thurm hohen Hütte daneben befindet sich das riesenhafte Modell der Bavaria.

Der Glyptothek gegenüber, an einem freien mit Gartenanlagen versehenen Platz liegt die Pynakothek, deren Grundstein am 7. April 1827 an Raphael'sgeburtstage gelegt und die 1836 vollendet worden. Eine zweite wird jetzt für die Werke neuerer Künstler gebaut, während die erste einen reichen Gemäldeschatz von der ersten Zeit der Kunst bis auf die jetzige enthält.

Sie ist im Styl römischer Paläste erbaut und ihre mit einer doppelten Reihe hoher Rundbogenfenster versehene Schaufseite hat ein Consolengestims, auf dem nach Schwantaler's Entwürfen alle Bildsäulen derjenigen Meister stehen, die zur Entwicklung der christlichen Malerei in ausgezeichnete Weise beigetragen; auf dieser Seite ist auch das Hauptportal mit ionischen Säulen verziert. In dem Hauptgeschoß ist der aus fünf und zwanzig Loggien bestehende Corridor, durch dessen Fenster man bei klarem Wetter eine schöne Aussicht auf das ferne Gebirge hat. Diese Loggien sind in Arabeskenstyl mit Freskomalereien nach Zeichnungen von Cornelius geschmückt, die sich auf das Leben der berühmtesten Maler und die Geschichte der wiedererwachten Kunst im Mittelalter beziehen. Die dreizehn ersten umfassen die Geschichte der italienischen Malerei bis Raphael; die folgenden zwölf die der deutschen, niederländischen und französischen Kunst bis Rubens. Bei einigen zwanzig Grad Hitze wurde es mir schwer, die sinnreiche Erfindung und Anordnung dieser Malereien zu bewundern: gewiß ist es, daß sie eine vollständige Geschichte des reichen Zweiges dieser Kunst ausmachen und in ihrer Ausführung ausgezeichnet sind. In einer Lünette der ersten Loggia wird König Ludwig von seinem Genius in den Kreis der Künstler und Dichter der Vor- und Mitwelt geführt, unter denen auch namhafte Frauen, die sie begeistert, ein Platz eingeräumt worden, als: Beatrice, Laura u. A. Für manchen Dichter möchte freilich dabei eine Auswahl schwer sein, und die Loggien müßten aus dem Inhalte eines „Saales der Schönheiten“ schöpfen, wenn sie treu von den Inspirationen berichten wollten, die nach Göthe, alle Poesien zu Gelegenheitsgedichten machen.

Die Gemäldesammlung selbst besitzt in neun Sälen und dreiundzwanzig Cabinetten einen reichen Schatz von zwölfhundert neun und sechzig Gemälden aller Schulen. Die Säle werden größtentheils durch Kuppellicht erleuchtet; die Cabinette für kleinere Stücke haben mir nicht gefallen und ich finde die Einrichtung des Berliner Museums nach meinem Geschmack hübscher. Ueber die Sammlung selbst vermag ich

nicht kunstverständlich ein Urtheil zu fällen. Sie ist reich an Rubens, den ich seiner Fleischmassen wegen im Ganzen nicht liebe, daher sein jüngstes Gericht in der Bynakothek auch nicht bewundern konnte; einzelne Portraits von ihm haben mich dagegen sehr angesprochen. Im sechsten Saale habe ich mich an den Murillo's ergötzt, unter denen namentlich die köstlichen Betruben; diese Sammlung ist reicher an Werken von ihm als die Berliner und Dresdener, doch bleibt die Madonna der letztern Galerie für mich das Ansprechendste, was ich von ihm gesehen. Das Kunsturtheil der Frauen gründet sich einzig und allein nur auf die subjective Anschauung und darf daher keinen Anspruch machen, als richtig zu gelten; darum erzähle ich nur, was mir gefallen, und verwahre mich gegen jede Annahme, die darin gefunden werden könnte. Von diesem Gesichtspunkte aus kann daher auch nur mein Urtheil über die beiden mir bekannten Madonnen Murillo's gelten, von denen die zweite die Leuchtenbergische Galerie in München besitzt. Als ich die in der Dresdener sah, begriff ich zuerst den Sinn der Bezeichnung: Mater dolorosa, die im Leuchtenbergischen Palais erschloß mir den der Benennung: jungfräuliche Mutter. Beide erscheinen mir in diesem verschiedenen Sinne vollendet, allein wer die Schmerzen selbst einer glücklichen Mutter kennt, diese Welt von Sorgen, die aus der höchsten und reinsten Liebe, die die Erde hat, entspringen, der fühlt sich tief angesprochen und versteht so ganz den Schmerz dieser Gottesmutter, die sich mitopferte in dem Sohne, damit er einer Welt gehören aber ihr entrissen werden mußte. Was das Alterthum an Müttern mit Brutusnaturen erzeugt, ist mir unverständlich, und die Größe, die darin liegen mag, ist die der Härte. Nichts Herrlicheres kann ich mir denken, als die drei Madonnen zu besitzen, jene beiden des Murillo und die Sixtinische des Raphael; sie enthalten die ganze innere Geschichte der Gott erwählten Mutter. Zuerst das süße Mutterglück eines jungen Herzens, in der höchsten Idealität der Reinheit dargestellt, dann alle Poesie des tiefen mütterlichen Schmerzes, zuletzt die Mutter eines Gottes, in sanfter und hoher

Begeisterung verklärt, Freud und Leid der Vergangenheit als etwas Irdisches hinter sich. Bei der Betrachtung dieser Bilder weiß man, was das Wort sagen will: christliche Malerei, da das zarteste und tiefste Mysterium des Glaubens so verbildlicht erscheint. Ich meine, der Glaube an die göttliche Mutter und die damit verbundene Idealisierung der Frauennatur, hat der romantischen Verehrung unsers Geschlechts im Mittelalter zuerst den Ursprung gegeben, so wie unsere ganze Stellung in der christlichen Welt dadurch eine andere geworden sein muß. Verdanken wir diese günstige Veränderung auch dem Christenthum, so würde sie ohne die Verehrung der Jungfrau Maria vielleicht sich weniger schnell aus den orientalischen Principien entwickelt haben. Denn auch der gepriesene Kulturzustand der Griechen gab nur einzelnen begabten Frauen eine Stellung, die neben den Vorzügen einer gewissen Emancipation, die indeß noch überflügelt wird von den Anforderungen des jetzigen weiblichen „jungen Deutschlands,“ einen so zweideutigen Charakter an sich trägt, daß ein richtiges weibliches Gefühl sehr entschieden dadurch verletzt wird. Ich weiß zwar, daß einzelne unbedingte Bewunderer des Alterthums unter den Männern selbst diesem abnormen Zustande das Wort reden, von der wahren menschlichen Freiheit, die sich dort zur höchsten Blüthe entwickelt, sprechen, so wie von dem Cultus des Schönen, dem die Griechen als zugehörig zum göttlichen Wesen in allen Erscheinungen gehuldigt hätten u. s. w. Man darf diese Männer, seid sie verheirathet, aber nur fragen, ob sie etwa für ihre Frauen oder Töchter einen solchen Cultus begehrten, so werden sie ganz gehorsamst depreciren, und oft sogar ereignet es sich, daß die, griechisches Wesen und Leben apotheosirenden Herren ziemlich strenge Haus tyrannen sind, die Frauen zwar zu Priesterinnen erheben, aber nur im Dienste ihres Magens und ihrer Bequemlichkeit, kurz dem Ideale huldigen auf Kosten des Realen.

In der Pynakothek befindet sich im Erdgeschosß auch ein Cabinet, das die vorzüglichsten Stücke der Gemäldesammlung auf Porzellan übertragen enthält und Privateigenthum des

Königs ist. Was man auch von der Unvergänglichkeit dieser Art von Gemälden sagen mag, so liebe ich sie dennoch nicht besonders als Kunstwerke, da in dem Glanz des Porzellans oder in irgend einer mir unbekanntem Ursache immer eine gewisse Härte liegt, die mich stört.

Das Cabinet der griechischen Vasen, ebenfalls in den untern Räumen der Pynakothek, ist sehr reich und nimmt vier Säle ein, deren Decken und Wände mit treuen Facsimile's griechisch-etrurischer Ornamente und Wandmalereien geschmückt sind und sich auf das Leben der Verstorbenen und auf Leichenfeiern der Alten beziehen. Im letzten Saale ist ein prächtiger antiker Mosaik-Fußboden, Helios im Thierkreise darstellend, der auf den Gütern des Herzogs von Leuchtenberg in Italien ausgegraben und von ihm hierher geschenkt worden. Die Vasen, in einer Menge von altgriechischen Städten aufgefunden, haben durch die Malereien auf denselben unstreitig die Kenntniß des Alterthums außerordentlich bereichert. Viele waren ausschließlich zu häuslichem Gebrauch bestimmt, wurden aber oft als Preisgefäße bei den Siegen in öffentlichen Spielen oder als Hochzeitsgefäße ausgetheilt und den Verstorbenen als theure Andenken mit in's Grab gegeben; doch sind andere sogenannte Grabgefäße allein zu diesem Zweck bestimmt worden und ihre Malereien beziehen sich in mythischen Allegorien auf die Todtengebräuche der Alten und auf das Leben in der Unterwelt.

Sehr interessant war für mich, wenn gleich die Kürze der Zeit eine genaue Besichtigung nicht gestattete, das Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen. Erstere enthalten Nachbildungen der bedeutendsten Werke aller Kunstperioden, so wie die vorzüglichsten Galerienwerke des In- und Auslandes, auch illustrierte kostbare Reifewerke. Die Sammlung der Handzeichnungen zog mich besonders an durch die Originalskizzen eines Raphael, Michel Angelo, Dürer, Holbein, Rembrandt und anderer großer Meister. Diese wenigen Striche von der Hand eines Raphael und seine Sirtinische Madonna, welcher Uebergang!

Die ausgezeichnete Galerie im Leuchtenbergischen Palais hat ebenfalls herrliche Gemälde,

unter denen außer der schon erwähnten Madonna noch mehrere Murillo's. Die Magdalena desselben hat mich tief ergriffen, und die abgehärmte Büßerin, mit den von Sünde und Schmerz durchfurchten Zügen, neben der jugendlich frischen Mutter Gottes in ihrer Engelsreinheit bildet einen nicht zu beschreibenden Contrast. Ein großer Maler muß zugleich ein tiefer Menschenkenner sein und Murillo war dies sicher weit mehr als Raphael, der die Hefen in dem Kelch des Lebens gelassen und nur den Schaum der Begeisterung gekostet hat. Wie wunderbar spricht sich die Eigenthümlichkeit des Malers in seinen Werken aus, und diesen nach war Murillo ein Mann von großem innerm Reichthum, erfahren vor Allem in der Wissenschaft des Schmerzes. Höhen und Tiefen aber sind die Analogieen zwischen der Natur und dem Menschenherzen. Unter den neuern Bildern interessirte mich das der Kaiserin Josephine von Gerard außerordentlich. Ich hatte noch nie ein Bild dieser liebenswürdigen und schönen Frau gesehen, diesen ächten Typus eines Weibes, wie es selbst den stärksten Mann in seiner Schwäche bezwingt; nur als Napoleon aufhörte ein Herz zu haben, indem der Ehrgeiz dessen Stelle ganz einnahm, hörte die Macht dieser sanften Frau auf und er selbst hat es erkannt, daß von da ab sein guter Stern gewichen war. — Unter den wenigen plastischen Werken in dieser Galerie haben sich die drei Grazien des Canova einen Namen gemacht und verdienen es, von dem Gesichtspunkt angesehen, denn dieser Künstler italienischen Blutes überall verlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Stunden aus dem Leben eines Pflastersteins.

I.

In einer Hofraums Ecke des Ministerialgebäudes lag seit Jahren fest und ruhig ein Pflasterstein, der seine sämtlichen Kollegen an Größe überragte. Da er mit allen Steinen die wohlthätige Eigenschaft theilte, daß er sich nicht

eigenmächtig bewegen und erheben konnte, und auch kein Instrument in einer Menschenhand ihm bisher zur Bewegung und Fortschritt verholfen hatte, so hatte er in seiner immergleichen Ruhe Zeit und Gelegenheit genug, sich das, was um ihn her vorging, genau zu betrachten. Er machte durch diese seine Betrachtungen freilich keine reiche Ausbeute an Erfahrungen, denn das Leben um ihn her ging Jahr ein Jahr aus seinen alten monotonen Gang. Da sah er täglich den allmächtigen Herrn Minister ein paarmal in spanischer Grandezza an sich vorbeistolzieren; da hörte er unter der Aktenlast keuchende Boten jede Viertelstunde einigemal an sich vorüberschnaufen; nur zur Stunde der Audienz entwickelte sich ein eigenthümliches reges Leben im Hofe: Supplikanten aller Stände sah er erscheinen und mit dem verschiedenartigsten Gefühlsausdruck auf ihren Gesichtern sich wieder entfernen. Im Uebrigen wechselten Sonnenschein und Regen über dem obdachlosen Haupte unseres Pflastersteins in gleicher Weise, wie über den Wohnungen und Feldern der sterblichen Menschen. Auch er hatte übrigens einige besonders schöne Stunden: es waren jene, in welchen des Ministers schönes Töchterlein im Hofe umherhüpfte und mit seinem strahlenden Lockenköpfchen selbst das Felsenherz unseres Alten rührte und entzückte. Freilich geschah dies nur selten und immer nur auf kurze Zeit. So war dem Stein Jahr um Jahr still und ruhig dahingeschwunden, als er auf einmal eine eigenthümliche Unruhe um sich her bemerkte. Deputationen kamen und gingen, Gruppen standen beisammen und flüsterten leise und stritten sich auch oft laut, und der Minister selbst ging öfter als sonst und stets hastig und aufgereggt über den Hof. Heute Nachmittag war es besonders stürmisch hergegangen, und laute Reden, ja selbst kühne Drohungen hatte der Stein zu wiederholtenmalen vernommen. Jetzt war es endlich ruhig geworden, die Thore waren abgesperrt, und als es bereits zu dunkeln anfing, erschien der Minister selbst im Hofe, und ging erst rasch, allmählig aber wieder langsamer auf und nieder. Er sprach in kurzen Zwischenpausen bald heftig bald ruhig mit sich selbst und

kam unserm Steine so nahe, daß er plötzlich hart an denselben anstieß. Da riß ihm endlich der Faden der Geduld und Fassung, heftig stieß er mit dem Fuße wiederholt nach dem Steine und brach grimmig in die Worte aus: „Nur zu, nur zu; widersteht mir nur, ihr Trogköpfe von Stein und Stahl, wie diesen hier, so will ich auch eure revolutionären Häupter zertreten, ich hoffe, sie werden von weicherem Stoff sein als dieser, und die blutigen Male meiner eisernen Sohle sobald nicht vergessen.“ Rasch zog er sich in das Gebäude zurück; ob er dort Ruhe fand, die der geschmähte und mißhandelte Pflasterstein trotz allen Unbilden sich bewahrt hatte, ist nicht bekannt, aber sehr zu bezweifeln.

II.

Vier Wochen waren indeß in fortwährender Spannung und Aufregung vorübergegangen. So viel hatte der Pflasterstein aus den Gesprächen in seiner Nachbarschaft herausbekommen, daß es sich um die Forderungen einer neuen Zeit, um Concessionen von Seite des Ministeriums, ja um gänzlichcs Zurücktreten desselben handelte. Daß das Letztere nicht erfolgt sei, ersah er aus dem Umstande, daß der Minister nach wie vor, wenn auch selten und unwillig, im Hofe umher spazierte, vielmehr umherraunte, und mit sich selbst conversirte. Diesen Nachmittag war es ungewöhnlich ruhig geblieben, aber als es kaum zu Dunkeln begann, wälzte sich ein verworrenes Brausen immer näher heran, in wenigen Minuten war das Hofthor erbrochen und der ganze Raum mit kräftigen Männergestalten gefüllt. Im Nu waren sämtliche Pflastersteine aus dem Boden gerissen, und die Fensterscheiben des Ministeriums erklärten unter ihrer gewaltigen Berührung. Auch unser alter Bekannte wurde seiner langjährigen Haft entrisen und von einer nervigen Faust nach einem schwachbeleuchteten Fenster des ersten Stockes geschleudert. Kaum hatte er aber den gläsernen Eingang hinter sich, als er vor sich in gerader Richtung, die er zu nehmen hatte, das holde Ministertöchterlein zitternd an einem Stuhle halten sah. Da war es freilich um die Weiterreise geschehen: plump und schwer fiel er zu

den Füßen seiner schönen Freundin nieder. Weinend sank diese auf die Kniee und rief: „Ja, du bist weicher, roher Stein, als das Herz meines Vaters, der den verblendeten Fürsten zu den strengsten Maßregeln gegen sein armes, gedrücktes Volk verleitet, und nur die allgemeine Empörung herausbeschworen hat.“ Immer ärger wurde der Sturm auf das Gebäude und wie früher die Fenster, wichen nun auch die Thüren vor dem fürchterlichen Andrang. Aber als die Menge auch in das Zimmer des schönen Kindes drang, trug ein kräftiger Arm das ohnmächtige Mädchen ungefährdet durch das aufgeregte Volk nach einer sichern Zufluchtstätte. Der Minister war entflohen und ein anderer, vom Volke einstimmig begehrt, an dessen Stelle getreten. Der große Pflasterstein aber lag noch tagelang unberührt inmitten der zertrümmerten Meubels.

III.

Udterhalb Jahre sind seit dem letzten Abend entschwunden, und mit ihnen auch das große Schauspiel der deutschen Revolution. Die Kämpfe auf den Barrikaden und auf offenem Felde sind vorüber, Belagerungszustand und Standrecht herrschen auch in unserer Stadt. Der früher vertriebene Minister ist wieder eingezogen in seinem neu und prächtig hergestellten Gebäude und läßt es das ganze Volk bitter büßen, daß es ihn einst in einer schwachen, ja verzweifelten Stunde gesehen hat. Das strengste Kriegsgericht geht seinen eisernen Gang und Hunderte fallen unter seinem tyrannischen Machtspruch. Nach dem Stadtgraben, in welchem die Hinrichtungen stattfinden, war früher auch der Schutt der zerstörten Ministerwohnung gebracht worden, und hier treffen wir auch den großen Pflasterstein wieder. Ein zarter weiblicher Fuß steht beim frühesten Morgengrauen krampfhaft zitternd auf demselben, während eine neue Hinrichtung vorbereitet wird. Die Tochter des Ministers hatte in dem heutigen Opfer des Blutgerichts ihren ehemaligen Lebensreiter erkannt und sich nicht abhalten lassen, dem Unglücklichen auf seinem letzten Gange zu folgen. — Die Schüsse fallen, das Mädchen sinkt leblos nieder, und der Stein, auf dem es gestanden, kollert den Abhang nieder, und liegt nun

in dem an den Wall anstoßenden See, wahrscheinlich auf immer begraben.

Der verwunschene Cantor.

Ein Schwank.

(Schluß.)

„Barmherziger!“ rief der Wirth entsetzt, „wäre es möglich? Der Rabbi hat gesagt, der Cantor soll ein Hund sein. Wäre das buchstäblich in Erfüllung gegangen?“

„Und warum nicht?“ schrie der Schulmeister, dem sich die Haare emporsträubten. „Wollt Ihr schon wieder zweifeln? Wollt Ihr auch ein Hund werden?“

Alle stürzten auf den Hausflur hinaus, und vernahmen das fürchterliche Geheul. „Wau, huf, bau!“ schallte es aus dem Zimmer des Cantors. Unter denen, die diese gräulichen Töne hörten, war keiner, der nicht am ganzen Körper zitterte. Endlich wagten es die Beherztesten, indem sie laut Gebete zu ihrem Schutze sprachen, die Thüre des Gemachs zu öffnen, und nun erblickten Alle mit Grausen den verwandelten Cantor. Er lief auf Händen und Füßen herum, die Haare hingen ihm zerzaust um das Gesicht, und er bellte unaufhörlich. Der Anblick von Menschen machte ihn noch wilder, er sprang auf die Thüre zu, aber er schien an sein Zimmer gebannt zu sein, er vermochte nicht, über die Schwelle zu dringen. Nachdem er sich zur größten Beängstigung der aufschreienden und zurückweichenden Zuschauer viele Mühe gegeben hatte, ins Freie zu gelangen, und alle Versuche fruchtlos blieben, wendete er sich mit wüthendem Gebell und durchdringendem Heulen in das Zimmer zurück und sprang mit gewaltigen Sätzen auf die Stühle, auf den Tisch, und wieder auf den Boden. „Wunder! Wunder!“ schrieten die Leute bei diesem Anblick, und mit dem Geschrei: „Wunder! Wunder!“ durchjagten sie die Straßen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von diesem unerhörten Ereigniß durch die

ganze Stadt. Also war ein Bal Schem angekommen, der seine Macht durch ein so fürchterliches Beispiel bewiesen hatte, ein Bal Schem, für dessen Rechttheit ein so schreckliches Strafgericht unwiderleglich Zeugniß gab. Wer so zu verderben vermochte, mußte auch helfen, retten, wirksam segnen können, und in Schaaren eilte: Männer, Frauen herbei, und führten ihre Kinder mit, um sich zu dem heiligen Rabbi zu drängen, und von ihm, je nachdem sie des eiren oder des andern bedurften, Trost, Rath, Besprechung, Fürbitte, Amulette, Segen zu erlangen. Aber nur den inständigsten Bitten des Wirthes gelang es, den Rabbi von seinem Entschlusse, hier in Zurückgezogenheit zu bleiben, abzubringen, und ihn zu vermögen, die Zuströmenden vor sich zu lassen. Sie durften nun in einzelnen Abtheilungen vor ihm erscheinen, und Alle wurden durch seine Milde, sein reiches Benehmen, seinen tröstenden Zuspruch, seine frommen Ermahnungen bezaubert. Diejenigen, die indessen unten warten mußten, hörten einstweilen das Hundegebelle, und sahen auch, wenn ein Muthiger die Thüre ein wenig öffnete, die unausgesetzten Sprünge des unglücklichen Cantors. Wenn sie nun dadurch in eine Angst versetzt wurden, daß sie nur mit Beben an den Augenblick denken konnten, wann die Reihe an ihnen sein werde, vor dem Wunderthäter zu erscheinen, so flöhten ihnen die Zurückkommenden durch ihr Entzücken über die gesundene Ausnahme und ihre begeisterte Schilderung der herzwinnenden Freundlichkeit des heiligen Mannes wieder Muth ein. Die Zahl der Herbeikommenden vermehrte sich fortwährend, es fand sich eine Familie nach der andern ein, alle waren Zeugen der wunderbaren Verwandlung, alle wurden von der Liebenswürdigkeit des Rabbi hingerissen, und nach Verlauf von mehreren Stunden war fast kein Mensch mehr in der Stadt, der sich nicht rühmen konnte, ein Wunder geschaut und den Segen eines Heiligen empfangen zu haben. Da nun Jeder eine bestens nach seinem Vermögen und seinen Kräften gemessene Gabe dem Rabbi als Opfer der Verehrung darbrachte, so hatte der Marschall kaum in einem Jahre so viel eingenommen, als

in die Kasse des Bal Schem in einem halben Tage floß.

Indessen war der Nachmittag herangekommen, die Personen, die den Zutritt bei dem Rabbi gewünscht hatten, waren befriedigt nach Hause gegangen, das Gedränge hatte sich bedeutend vermindert, und meistens waren es nur noch unbeaufsichtigte Kinder, lärmende Knaben, die das Wirthshaus belagerten, zuweilen feck bis an die Thüre des Cantors traten, und dann, wenn sie das Bellen hörten, furchtsam zurückliefen. Der Segen des Rabbi bewährte sich zunächst am Wirth, denn die Schenkstube war überfüllt, und in den Vorräthen des mit Getränken und Speisen reich versehenen Hauses zeigten sich bereits bedeutende Lücken. Das Gespräch der schmausenden und zechenden Gäste drehte sich nur um die große Tagesbegebenheit, und je später es wurde, je mehr fing man an, den Cantor zu bedauern. Der Sabbath rückte immer näher heran, und der arme Cantor, der in der Synagoge singen sollte, hörte noch immer nicht auf, bellend umherzurufen, und erweckte allgemein das innigste Mitleid. Endlich kamen auch die Gemeindevorsteher, um nach ihm zu sehen, und da sein beklagenswerther Zustand fort dauerte, faßten sie den Beschluß, sich beim Rabbi für seine Begnadigung zu verwenden.

Sie begaben sich demnach zu dem Wunderthäter, und stellten ihm in den ehrerbietigsten Ausdrücken vor, daß der Cantor genug gelitten habe und Erbarmen seine Pein endigen könne.

„Ihr seid gute und gefühlvolle Leute,“ sagte der Rabbi mit seinem freundlichen Lächeln. „Vielleicht bin ich Euch hart vorgekommen. Glaubet mir aber, daß Härte nicht in meiner Natur liegt. Ich war auch weit entfernt davon, eine Rache zu suchen, aber die Strafe, die ich dem Sünder auferlegte, war zu seinem Heile nothwendig und diente zu seiner Rettung. Wer das Heilige durch Verleumdung entweicht und schändet, stirbt, und seine Seele fährt in den Leib eines Hundes. Dieses Unheil hat meine Strafe nun von dem Manne abgewendet, und er ist durch eine kurze Trübsal einer dauernden Pein entgangen. Auf Eure Bitte will ich nun sogar noch sein Leiden, das länger währen

sollte, abkürzen. Er soll wieder zum Menschen werden, doch soll er noch bis zu Ende des Sabbath's mit Stummheit geschlagen bleiben.“

„Warum vollendet Ihr nicht das Werk der Gnade?“ versetzte schüchtern und flehend der Wortführer der Vorsteher. „Erlaßt ihm doch auch die Stummheit, damit er den Gottesdienst abhalten kann. Der arme Mann ist darauf angewiesen, sich dadurch sein Brot zu erwerben, und er wird den Tag Eurer Anwesenheit durch seinen Gesang verschönern, den Ihr ja selbst gerühmt habt.“

„O, sein Gesang ist von einer wunderbaren Vollendung,“ erwiderte der Bal Schem, „und es thut mir ungemein Leid, daß Ihr um einen ausgezeichneten Genuß gebracht werdet; aber ich kann es nicht ändern. Ich darf ihm sein Vergehen nur in so weit verzeihen, als es mich persönlich betrifft, aber er hat durch seine Lästerung auch den Abglanz der Göttlichkeit beleidigt, der auf jedem Kabbalisten ruht. Diese Sünde zu vergeben, steht nicht in meiner Macht, und dafür büßt er mit dem Verlust der Sprache, die er gemißbraucht hat, bis der Sabbath endet, der die Sünde mit sich wegnimmt. Gehet nun, bedeckt ihn mit diesem Gebetmantel, und er wird sich wieder in einen Menschen verwandeln.“

Der Gebetmantel bewirkte treulich das verheißene Wunder. Kaum war er über das bellende Thier geworfen, als dieses in sich zusammenzuckte und wie todt am Boden liegen blieb. Man nahm voll Besorgniß schnell den Mantel ab, und sah, wie sich der Cantor ganz erschöpft aufzustehen bemühte. Man kam seiner Schwäche zu Hilfe und hob ihn auf einen Lehnstuhl. Er strich sich die Haare zurück und öffnete die vertrockneten Lippen, aber ach! er war stumm. Man reichte ihm einen Kelch voll Branntwein. Er leerte ihn auf einen Zug, und reichte ihn zum Wiedereinschenken hin. Dieses wiederholte sich mehrere Male, und seine Kräfte kehrten sichtlich zurück, so daß er nun auch einige festere Nahrung zu sich nehmen konnte. Er machte sich durch Geberden verständlich, und man mußte ihn in die Synagoge führen, wo er eben so gut wie der Bal Schem die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog, und durch seine Andacht die

allgemeinste Theilnahme gewann. Dem Wirthe wurde von den Vorstehern die sorgsamste Verpflegung seines stummen Gastes zur Pflicht gemacht, und dieser zeigte bei dem kräftigen Abendmahle, daß ihm von der Hundenatur noch ein bewundernswürdiger Heißhunger zurückgeblieben war.

Der Bal Schem nahm am Sabbath den Besuch der Angesehensten aus der Gemeinde an. Die Unterhaltung mit ihm war ziemlich erschwert, da er an diesem Tage sich nur der heiligen Sprache bediente. Doch verstand man, daß er den Charakter und die Frömmigkeit des Cantors pries und nunmehr auch durch höhere Engel über den gestrigen Vorfall genauer unterrichtet sei. Der Cantor habe nämlich in seinem Morgengebete eine wichtige Stelle übersprungen, und dieses Vergehen bösen Geistern Macht über seinen Geist und seine Zunge gegeben. Er setzte hinzu, daß er, da er den Cantor als einen braven Mann kenne, schon gestern so etwas vermuthet und wohl gar geäußert habe. Wirklich erinnerten sich auch der Wirth und der Schulmeister einer solchen Aeußerung, die jetzt bewies, um wie viel tiefer dieser Wunderthäter in den geheimen Zusammenhang der Begebenheit eindrang als selbst die gewöhnlichen Engel.

Da nun jedes Wort des wunderbaren Rabbi in der ganzen Stadt verbreitet und wie ein Heiligthum betrachtet wurde, so fing man jetzt an, in dem Cantor einen Märtyrer, ein schuldloses Opfer böser Geister zu erblicken. Man erwägte, daß man durch sein Unglück erst den Werth des heiligen Mannes erkannt, daß man zwar dadurch den Genuß, den der Gesang erwarten ließ, verloren, dafür aber den Segen des Rabbi gewonnen habe, daß es daher undankbar sein würde, dem Cantor das zu entziehen, was er sicherlich für sein Singen erhalten hätte. Kaum war daher der Sabbath zu Ende, als dem Cantor von allen Seiten die reichsten Gaben, die wenig denen, die der Rabbi erhalten hatte, nachstanden, überschickt und überbracht wurden. Leider litt der Cantor in Folge der erduldeten Qualen an einer leichten Heiserkeit, die ihn verhinderte, der Gesellschaft, die ihn

noch zu Nacht in der Schenkstube bewirthete, eine Probe seines Gefanges zu geben. Er entschädigte sie aber durch seine heitere Laune, durch die munterste Unterhaltung, und Alle gestanden, selten einen Abend so vergnügt verbracht zu haben.

Am andern Morgen fuhr Rabbi Baruch Bal Schem aus Jassy zum Thore hinaus, und bald darauf aus dem entgegengesetzten Thore der Cantor David aus Czarnikow. Es war jedoch zu bedauern, daß die Stadt nicht Zeuge des neuen Wunders sein konnte, das sich jetzt wieder ereignete. Denn die Reisenden, die so entgegengesetzte Richtungen eingeschlagen hatten, trafen auf übernatürliche Weise etwa eine Meile von der Stadt zusammen. Da begrüßten sich der Bal Schem und der Cantor mit ausgelassenem Gelächter, und zwei Marschälle führten jubelnd ihrer Heimath zu.

Francolm.

Zur Spruchpoesie.

Generallieutenant von Radowiz und
Frhr. von Hammer-Burgstall.

Herr v. Radowiz hat eine interessante Schrift herausgegeben: „Die Devisen und Motto des spätern Mittelalters, ein Beitrag zur Spruchpoesie, Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1850.“ Sie ist datirt aus dem Gesundbrunnen Freienwalde a. d. D., 15. Aug. 1849. Offenbar hat sich der Verfasser damals, ehe er in seinen neuen unheilswangern Wirkungskreis eintrat, von den parlamentarischen Kämpfen in der Paulskirche erholt. Nachdem er ein Jahr lang viele weitläufige und auch viele unnütze Reden hat anhören müssen und andere hat anhören lassen, mochte es ihn wohl unwiderstehlich zu jener classischen Kürze und Kernigkeit des Ausdrucks hindrängen, die er in den Devisen fand, und die er nicht ohne Ironie seinen redseligen Zeitgenossen wieder in Erinnerung bringt. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, wie oft ein einziges Schlagwort, ein

kurzer blitzähnlicher Gedanke und Spruch größere Dinge bewirkt und mehr begeistert und hingewirren als lange Reden; nicht zu gedenken der erblichen Devisen in Wappen und Siegeln, die ganzen Geschlechtern zum Sporn dienen.

Die Devise ist ein möglichst kurzer und frappanter Satz von zwei, drei, höchstens vier Wörtern. Dieser Satz muß enthalten: 1) eine allgemeine Wahrheit, welche sich aber 2) wieder auf eine bestimmte Person oder Thatsache beziehen, und 3) ebenso vollkommen auf das Sinnbild dem er nur als Beischrift dient, passen muß. Denn dadurch unterscheidet sich die Devise vom Emblem (Sinnbild) und Motto (Spruch), daß sie beide vereinigt. In der Regel drückt die Devise etwas bleibendes aus, den verdienten oder angemessenen Charakter einer historischen Person, eines Helden, eines ganzen Geschlechts. Wenn sie sich aber auch nur auf eine bestimmte Begebenheit, Geburt und Tod, Liebe, Sieg, Rettung u. bezieht, so muß wenigstens eine bleibende und für ähnliche Fälle immer anwendbare Wahrheit darin ausgesprochen sein. Außerdem soll die Devise, wenn es möglich ist, zugleich geistreich, witzig oder tiefsinnig und von einer gewissen poetischen Gluth durchdrungen sein, wie ein à jour gefasster kleiner Edelstein. Dies kann auf sehr mannigfache Art erreicht werden, immer aber entweder mehr durch die glückliche Wahl des Bildes oder mehr durch den Scharfsinn des Gedankens, oder mehr durch die überraschende Kürze, Präcision und Schönheit des Wortes, die durch Reim und Antithese noch mehr gewinnt, oder durch alles zugleich. Je pikanter und selbstständiger jeder Bestandtheil der Devise für sich ist, während sie doch alle harmoniren und zum Ganzen zusammenstimmen, eine desto höhere Vollkommenheit hat sie erreicht; während, wo dies nicht der Fall ist, begreiflicherweise das schöne Bild durch eine triviale Sentenz oder der witzige Gedanke durch ein mattes Bild, beide endlich durch zu breite, gemeine oder dunkle Worte Noth leiden müssen. Wenn z. B. Maria Stuart den Tod ihres Gemahls Franz II. mit den Worten: *dulce meum terra tegit* (meine Süßigkeit deckt die Erde) beklagt, so

werden diese schönen Worte verdorben durch das beigegebene Bild der Süßholzstaude. Endlich gilt von der Devise wie von aller Poesie, daß sie das Erhabene nicht mißbrauchen soll, weil es sonst lächerlich wird. Die Devisen sollen meistens ermutigen, ein Sporn der Ehre sein, also ziemt ihnen auch in der Regel eine stolze und muthige Ausdrucksweise. Lächerlich aber wird sogar der Polarstern zwischen zwei Sonnen, wenn er nichts anderes bedeuten soll als in der Devise des portugiesischen Edelmanns Lavora, dessen Stand und Amt, sofern er nämlich die Ehre hatte, als Kammerherr den König beim An- und Auskleiden zu bedienen, also bei auf- und untergehender Sonne um ihn zu sein. Umgekehrt wird zuweilen das Große zu klein genommen. So ist die allerdings sinnreiche Devise: „der mich schuf ruht in meinem Schooße“ nebst einem in Cocon schlafenden Seidenwurm, auf die Jungfrau Maria und Christus bezogen, doch nur sinnreich, aber zu wenig edel. In jeder Beziehung schön ist dagegen die auf denselben Gegenstand bezügliche Morgenröthe mit der Devise: *pario qui me parit*, ich zeuge den Erzeuger.

Hr. v. Radowiz hat sich nicht begnügt, die Regeln anzugeben, nach welchen die Schönheit der Devisen zu beurtheilen ist, sondern auch einen Ueberblick über die reiche Literatur derselben gewährt; wobei er bemerkt, daß die romanischen Schriftsteller dieses Fachs größeren Werth auf die Sinnbilder, die deutschen aber auf die Sprüche gelegt haben. Dann theilt der Verfasser aus dem reichen Schatze der in ältern Werken aufbewahrten Devisen eine gute Anzahl von jeder Gattung und wohlgeordnet mit. Die einen sind durch ihre Schönheit und Sinnigkeit, die andern dadurch ausgezeichnet, daß sie berühmten Geschlechtern und Personen angehört haben.

Wenn diese nicht voluminöse und vielfach den Leser fesselnde Schrift vergriffen und eine neue Auflage nöthig wird, bitten wir Hrn. v. Radowiz, auch noch das Schwert des blinden Königs Johann von Böhmen mit der charakteristischen Inschrift „ich dien“ aufzunehmen.

Frhr. v. Hammer-Burgstall hat in einer am 9. März 1848 in der Akademie der Wissenschaften vorgelesenen „Abhandlung über die Siegel der Araber, Perser und Türken“ sich über ein ganz ähnliches Thema verbreitet wie Hr. v. Radowiz, sofern nämlich die Siegel der Muhamedaner nur selten die Namen der Inhaber allein, vielmehr in der Regel auch Sprüche dazu oder nur Sprüche enthalten. Man muß dabei unterscheiden die eigentlichen Siegel, womit man Briefe und Documente siegelt, und die Talismane, die man nur zur Abwendung von Unglück und Bezauberung trägt. Nur die erstern sind verkehrt geschnitten, weil auf den Siegelabdruck berechnet, die letztern nicht. Von dem Luxus in Siegeln, der bei den Morgenländern herrscht, haben wir kaum einen Begriff. Hr. v. Hammer leitet ihn von den alten Babyloniern und Aegyptiern her, von denen er auf alle Muhamedaner übergegangen ist. Dieser Luxus besteht in der Vielheit der Siegel. Schon Feridun hatte vier Siegel mit verschiedenen Sprüchen, die er nach Umständen gebrauchte. Sodann die Größe der Siegel. Sie wurden so groß, daß man sie nicht mehr als Fingerringe, sondern nur noch als Armringe oder am Halse tragen konnte; daß man sie nicht mehr unter die Documente, sondern auf besondere Blätter daneben abdrucken mußte. Ferner durch die Schönheit und Künstlichkeit des Stiches. Die Abdrücke mußten einzeln als große arabeskenartig verschlungene Rosetten erscheinen. Die Buchstaben wurden auf's kunstreichste verzogen in ein malerisches Flechtwerk im Styl der maurischen Ornamentik.

Was nun aber die arabisch-persisch-türkischen Sinnsprüche betrifft, die auf den Siegeln stehen, so liegt ihre Bedeutung mehr in der talismanischen Kraft, die man ihnen zuschrieb, oder in ihrer Heiligkeit, sofern sie dem Koran entnommen sind, als in der Stärke oder Schönheit der Gedanken, obgleich es auch keineswegs an solchen fehlt, die mit den abendländischen Devisen wetteifern können. In der Regel sind die Sprüche viel länger und enthalten fromme oder belehrende Sprüche aus dem Koran, Er-

mahnungen, Ermunterungen, Warnungen. Viele haben den eigenthümlichen Reiz der orientalischen Lyrik, prächtige aber geheimnißvolle und dunkle Bilder und Ausdrücke.

P. P. Proudhon,

der radicale Socialist.

(Fortsetzung.)

Wir haben nun gesehen, daß es Proudhon zwar gelingt, dem Staat seine Angriffe auf sein eigenes Princip, das Eigenthum, nachzuweisen und die Inconsequenzen darzustellen, in die er durch das Expropriationsgesetz und alle das Eigenthum seiner Unterthanen betreffende Operationen geräth: aber wir haben zugleich die Erfahrung gemacht, daß Proudhon, der aus diesen staatswirthschaftlichen Inconvenienzen folgern will, das Eigenthum sei kein natürliches Recht, nicht im Stande ist, diese Folgerung wirklich zu machen. Denn da er gar nicht angibt, was ein natürliches Recht sei, worin überhaupt das Wesen eines Rechts bestehe, sondern wiederum ganz unbefangen die Freiheit, die Gleichheit und die Sicherheit, wie sie die Erklärung der Menschenrechte von 1793 auffaßt, als ächte natürliche Rechte voraussetzt: so kann er im Eigenthum auch nur eine „Verschiedenheit“ im Vergleich mit jenen „Rechten finden. Diese Verschiedenheit ist für das Kriterium, wonach er bestimmt, ob das Eigenthum ein natürliches Recht sei oder nicht. Also nicht im Eigenthum selber findet er dieses Kriterium, sondern in einigen äußern Thatsachen, in dem Verfahren, welches der Staat hin und wieder gegen die Eigenthümer beobachtet. Er hätte sich aber mit diesem Kriterium nicht begnügen, sondern die andern Rechte, die er als absolute Menschenrechte gelten läßt, untersuchen sollen: und da würde er die Entdeckung gemacht haben, daß der Staat gegen diese Rechte in ähnlicher Weise verfährt und verfahren muß, wie gegen das Eigenthum seiner Unterthanen.

Diese Entdeckung würde ihn auf den Gedanken gebracht haben, daß alle jene „natürlichen Rechte“ keine Rechte sind, daß man also von ihnen aus nicht auf das Eigenthum schließen darf, daß man vielmehr alle zusammen als ein Ganzes fassen müsse, dessen Voraussetzungen einer unparteiischen Prüfung zu unterwerfen sind.

Ueberhaupt, sobald ich einmal darauf ausgehe, das Eigenthum mit der Kategorie des „natürlichen Rechts“ zu messen, wie sie die Revolution ausgebildet und als politisches Dogma festgestellt hat: so muß ich gleich von Hause aus auf die Untersuchung der Natur des Eigenthums verzichten. Ich kann dann nur von der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Unverjährbarkeit dieses natürlichen Rechts, das der Staat als solches garantirt habe, reden, aber der Umstand, daß der Staat in der Praxis die Theorie verleugnet, im gewöhnlichen Leben das eigene Gesetz verspottet, berechtigt mich keineswegs zu dem Schluß, daß das natürliche, vom Staat anerkannte Recht, kein solches sei. Dazu bedarf es ganz anderer Untersuchungen.

Aus den juristischen, ökonomistischen und philosophischen Doctrinen über die Besitzergreifung, die älteste Entstehungsart des Eigenthums, deducirt Proudhon dessen Unmöglichkeit.

Hugo Grotius hat folgenden Satz aufgestellt: „Ursprünglich waren alle Sachen gemeinschaftlich und ungetheilt; sie waren das Erbtheil Aller . . .“ Proudhon fährt fort: „Grotius wird uns nun erzählen, wie diese ursprüngliche Gütergemeinschaft durch den Ehrgeiz und die Habucht aufhörte, wie auf das goldene Zeitalter das eiserne folgte u. s. w. — Man wird aber niemals begreifen, warum die Gleichheit der gesellschaftlichen Lagen, die sich Anfangs in der Natur vorfand, in der Folge ein außernatürlicher Zustand werden konnte. Wodurch wäre eine solche Verschlechterung eingetreten? In der menschlichen Gesellschaft eine natürliche und ursprüngliche Gleichheit voraussetzen, heißt mit andern Worten zugeben, daß die gegenwärtige Ungleichheit eine Aenderung des natürlichen Zustandes dieser Gesellschaft sei,

was den Vertheidigern des Eigenthums unerklärlich ist.“ Daraus zieht nun Proudhon den kühnen Schluß, „daß wenn die Vorsehung die ersten Menschen gleichgestellt hat, dies eine Andeutung war, die sie selbst ihnen gab, ein Modell, welches sie nach andern Dimensionen ausführen sollten, wie man ja auch sieht, daß sie das religiöse Gefühl, das sie ihnen einhauchte, unter allen Formen entwickelt und ausgedrückt haben.“ Das aber bleibt unerklärlich, wie Proudhon, der schon wieder die Kategorie der „natürlichen und ursprünglichen Gleichheit“ als etwas Absolutes voraussetzt, der die unerklärliche Thatsache, wie diese ursprüngliche Gleichheit in der Folge zu einer Ungleichheit geworden ist, später erklären will — wie Proudhon diese Ungleichheit nun gar wieder in eine Gleichheit zu verwandeln gedenkt. Etwa mit Hilfe der Vorsehung? — Proudhon bleibt die Antwort schuldig, verspricht aber, später zu untersuchen, auf welche Weise der Mensch wieder zur Gleichheit zurückkehren werde.

„Gleichheit — Ungleichheit, natürlicher — außernatürlicher Zustand,“ das sind die Rahmen, in die Proudhon nach Art seiner Gegner, der Juristen, Ökonomen und Philosophen den Menschen einspannt. Daher ist es ihm nicht möglich, der historischen Entwicklung der Sache zu folgen und an der spätern „Ungleichheit“ die Consequenzen der „ursprünglichen Gleichheit“ aufzuweisen. —

Destütt de Tracy geht wie Hobbes von der Hypothese aus, daß die Menschen im ursprünglichen Naturzustand, — dem Zustand der gegenseitigen Entfremdung (*étrangeté*), des „Krieges Aller gegen Alle“ — keine Pflichten gegen einander haben; daß sie Alle berechtigt sind, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ohne sich um die der Andern zu kümmern, und ihre Herrschaft über die Natur zu üben, je nach dem Umfang ihrer Kräfte und Fähigkeiten. Diese Hypothese zwingt ihn zu der Folgerung, daß in diesem Zustande die größte Ungleichheit der Güter unter den Personen herrschen müsse, weil Einer dem Andern physisch oder geistig überlegen sei, und der Starke einen größern Besitz sich anmaße, als der Schwache. Das Charak-

teristische dieses Zustandes ist also die „Ungleichheit der gesellschaftlichen Lagen.“ „Nur in dem Augenblick,“ sagt Destütt de Tracy, „treten Beschränkungen dieser Rechte und dieser Pflicht (?) ein, wo stillschweigende oder ausdrückliche Verträge errichtet werden. Aus dieser Abwägung der Rechte des Einen gegen die des Andern, die nothwendig bis zu diesem Augenblick gleich waren (!), entspringt einzig und allein die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit.“

Diese sich selbst widersprechende Hypothese beschäftigt Proudhon ernstlich und er deducirt wiederum aus ihr. Er meint, jene Verträge seien nur deshalb errichtet worden, und diese Abwägung der Rechte sei nur in der Absicht geschehen, um Allen die Gleichheit zuzusichern. Wenn daher diese Gleichheit noch nicht existire: so müsse jene Abwägung immer wieder von Neuem stattfinden. Die ursprüngliche Gleichheit der Rechte habe sich nur auf die Gewalt und List bezogen: Alle hätten das gleiche Recht gehabt, Böses sich zuzufügen. Durch die gesellschaftliche Abwägung werde aber der Starke dem Schwachen gleichgemacht: Gesellschaft und Gleichheit seien nur verschiedene Ausdrücke für gleiche Begriffe.

Proudhon verfähet hier wieder nach seiner Weise: aus der ursprünglichen factischen Ungleichheit läßt er die spätere Gleichheit der Gesellschaft hervorgehn; die ursprünglich „gleichen Rechte“ müssen sich abwägen lassen, damit der Starke dem Schwachen gleichgemacht werde und der Mensch die Gleichheit erlange. So widerlegt er zwar Destütt de Tracy's materialistische Vorstellung, daß die Ungleichheit ein nothwendiges Uebel sei: aber er selber macht wie jener die natürliche Rechtsgleichheit zur Grundlage der factischen Ungleichheit und läßt dann aus einer Beschränkung dieser letztern die Gleichheit der Gesellschaft hervorgehn. —

Cousin ist der Meinung, daß die Freiheit des Menschen heilig sei, daß diese Freiheit eines Eigenthums bedürfe, um sich zu bethätigen, zu realisiren, daß der Erwerb des Eigenthums für

Alle gleich nothwendig sei und deshalb das Eigenthumsrecht jedes Einzelnen von Allen respectirt werden müsse. Daraus schließt Proudhon abermals auf eine völlige gesellschaftliche Freiheit und Gleichheit: denn wenn ein Jeder ein gleiches Recht auf Eigenthum hat: so muß eine neue Vertheilung des Eigenthums stattfinden, so oft Einer in die Gesellschaft eintritt, oder aus ihr scheidet. Das aber hat Proudhon nicht bedacht, daß er damit das Princip des Eigenthums, die Ausschließlichkeit, auf die Spitze getrieben hat. Und da die menschliche Gesellschaft ewig stirbt und ewig sich neu gebiert: so würde dieser Zustand der Gesellschaft in einer ewigen Vertheilung, Vermessung und Abwägung des Eigenthums bestehen müssen, also im Grunde weiter Nichts sein, als die ursprüngliche und natürliche Gleichheit, welche Hobbes und Destütt de Tracy eine gegenseitige Entfremdung der Gesellschaft, den Krieg Aller gegen Alle nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Irvingianer in Berlin.

Die Irvingianer führen ihren Namen von einem Glasgower Professor, Namens Irving, und sind ein Schöpsling des ausgebildetsten Mystizismus. Die Koryphäen dieser Sekte sträuben sich zwar gegen den Namen, unter dem sie am meisten bekannt geworden sind, indem sie ihr Dasein auf den heiligen Geist beziehen und Irving sogar für einen Abtrünnigen ansehen; ihre eigentliche Entstehung datirt jedoch von der ersten französischen Revolution. In England fand sie für ihre Ausbreitung fruchtbaren Boden; ihre Ueberstiedelung nach Deutschland wollte jedoch lange nicht gelingen, bis die letzte Contrerevolution und das damit wieder aufstehende absolutistisch-kirchliche System sie hier festern Fuß fassen ließ. So hat denn diese Sekte jetzt auch in Berlin eine Gemeinde, deren Mitgliederzahl auf 3—400 angegeben wird.

Ihre wichtigsten Glaubenssagen sind: die Wiedererscheinung Christi und die körperliche Erfüllung aller seiner Verheißungen, sobald die christliche Kirche sich so gereinigt und erhoben hat, um den Forderungen ihres Stifters zu entsprechen; sodann die Offenbarung Gottes in dem Menschen durch unmittelbare Einflößung des heiligen Geistes. Die Apokalypse (Offenbarung Johannis) ist ihre kirchliche Grundlage. — Den obersten Vorstand der Irvingianer Sekte bilden zwölf Apostel, für eben so viel Bezirke, worin sie Europa eingetheilt haben. Nach ihnen folgen die sogenannten „Propheten,“ die eine Art Kirchenrath darstellen, sodann die Evangelisten und Diakonen; endlich „Engel“ und „Viceengel.“ Unter den letztern Namen werden die eigentlichen Gemeinde-Geistlichen verstanden. Auch in Berlin haben wir zur Zeit einen Engel und einen Viceengel.

Die Sekte hat ihren Vetsaal in der Zimmerstraße 78. Der liturgische Gottesdienst beginnt an den Sonntagen des Morgens um 6 und Nachmittags um 4 Uhr. Zwischen der Liturgie und der Predigt liegt in der Regel eine Pause von $1\frac{1}{2}$ Stunden.

Ueber einen engen Hof, durch die verwitterte Thür eines einstöckigen Hintergebäudes gelangt man in eine Art von Vorraum, wo auf einer schwarzen Tafel die abzusingenden Psalmen verzeichnet stehen. Eine kleine, unscheinbare Thür, zu welcher man einige Stufen hinaufsteigt, führt in den Vetsaal, der, roh und schmucklos, vielleicht hundert Menschen fassen mag. Etwa die Hälfte dieser Zahl traf ich anwesend, mehr Frauen als Männer. Aus einem kleinen Buche, das jeder in der Hand hielt, wurde der 6. und 7. Psalm gesungen, ohne Musik, nach der Tonangabe dreier Geistlichen, die, in weiße Chorröcke gekleidet, auf einer Erhöhung mit einer Art Messopfer beschäftigt waren. Jeder Psalm beginnt und schließt mit den Worten: „Und so war es von Anfang an und so wird es sein bis in Ewigkeit.“ Eine Melodie gibt es dabei nicht, sondern die Verse werden gesangartig abgebetet. Sobald dies vollendet, fällt der „Viceengel“ auf die Knie und die ganze Gemeinde thut

desgleichen. Jener liest, wiederum in singendem Tone, eine Agende ab, wobei die Gemeinde bei bestimmten Stichworten immer mit „Amen“ einfällt. Nachdem dies geschehen, wird wieder ein Psalm gesungen, dann noch einmal in der Gesammtheit auf die Knie gefallen und gebetet und darauf tritt der „Engel“ an einen Kanzelartigen Tisch, um mit sonorer Stimme und in beredten Worten einen Sermon zu halten über eine sehr mystische Bibelstelle. Die (Irvingianer-) Gemeinde wurde dargestellt als berufen, die Kirche Christi, in ihrer Vollendung aufzurichten und damit den vielen Millionen Gestorbenen und allen auf der Erde Lebenden die Pforte des Paradieses zu öffnen. Der Vergleich: Christus, der Bräutigam, und seine Kirche, die Braut, wurde mit großer Vorliebe angewendet, übrigens von der Gemeinde nur als von den „ausgewählten aber unwürdigen Knechten Gottes“ gesprochen. Zum Schluß wird noch einmal ein Psalm gesungen, zum Preise Gottes, „der dem Reichen nimmt und dem Armen gibt, der den Hohen herabstößt und den Niedrigen erhöht.“ Darauf tritt die Pause vor der Predigt ein, „um zur Ausgießung und Empfängniß des heiligen Geistes Zeit zu lassen.“ Dies habe ich nicht abgewartet.

Dies ganze Ritual hat etwas Geheimnißvolles, einen schwachen Geist leicht Benebelndes. Es fehlt nur das Weihbecken und das Räucherfaß, um eine katholische Messe zu sein. Der Eindruck des eigenhümlichen Ceremoniells ist auch bei den Gliedern der Sekte nicht zu verkennen. Ich traf etwa 60 Personen anwesend, darunter auch einen jungen Soldaten. Sie saßen während der Stunde, welche die Liturgie etwa dauerte, alle mit andächtig gesenktem Haupte und zerknirschter Miene, zum Theil während der ganzen Zeit auf den Knien liegend. Nur als die Geistlichen durch den Saal schritten, um sich, zum weitem Verkehr mit dem heiligen Geiste, nach der Sakristei zu begeben, stand Alles ehrerbietig auf. Diese Geistlichen sind Männer in mittlerem Lebensalter; auf ihren hagern, ausdrucksvollen Gesichtern spricht ascetischer Ernst, aus ihren Augen blickt die Schwärmerei des Glaubens.

Nach dem Allen darf die Sekte der Irvin-
gianer nicht ignorirt werden. Der Absolutis-
mus wird sie fördern, als ein Werkzeug zur gei-
stigen Knechtschaft, die sich zu der körperlichen
als eine nothwendige Voraussetzung verhält.

Politische Thierlehre.

Couplets aus der Zauberpöffe: Payerl von
Karl Elmar.

Ein nobler Herr, dem oft im Haus
Die nackten Bettler machten Graus,
Der nimmt sich einen großen Hund
Und thut ihm seinen Willen kund!
Der Hund, in Demuth hingestreckt,
Versieht auch seinen Dienst perfekt.
Wenn Einer kommt im feinen Kleid,
Gleich ist zum Wedeln er bereit,
Wenn Einer kommt im schlechten Hut,
Gleich fährt er los auf ihn voll Wuth.
Dem Reichthum wedeln süß und fein,
Die Armuth beißen in das Bein,
Für einen Knochen fett und dick,
Das ist die Hundepolitik.

Es hat sich Einer mit der Zeit,
Die durchaus vorwärts will, entzweit,
Sie läuft zu schnell, er kann nicht nach,
Die krummen Füße sind zu schwach.
Er denkt sich rückwärts geht's ja auch,
Das war von je der Krebse Brauch!
Gleich einem Krebs mit scharfer Scheer,
Schleicht sich nach rückwärts nur der Herr,
Und zwick von Allem, was es gab
Im Zeitenstrom, das Beste ab.
Nur fein nach rückwärts angestemmt,
Und wenn die Zeit was vorwärts schwemmt
Gleich mit der Scheere machen Zwick,
Das ist die Krebsenpolitik.

Ein Hirte sinnt auf einen Plan,
Wie er die Schöpsie treiben kann,
Daß ohne Sträuben, fromm und still,
Sie folgsam geh'n wohin er will. —
Er sucht den dicksten Schöpsen aus
Und schießt als Glöckner ihn voraus!
Die Andern denken, der ist dick,
Der weiß gewiß, wo steckt das Glück,
Und wie er läutend läuft einher
Der Troß ihm nach der Kreuz und Quer,

Zu folgen ohne Sinn und Plan,
Dem, welcher läutet just voran,
Vertrauend sorglos dem Geschick,
Das ist die Schöpsenpolitik!

Ein dummer Igel furchtsam geht,
Weil er die Welt nicht mehr versteht,
Sieht er nach rechts, fällt ihm der Muth,
Sieht er nach links, wird ihm nicht gut.
Bald rechts, bald links, voll Angst und
Graus,

Streckt er zum Schutz die Stachel aus,
Allein was hilft's, wenn er so bleibt,
Wird er vom Hunger doch entleibt.
Statt zu erkennen, was thut Noth,
Gibt er aus Furcht sich selbst den Tod!
Wenn man nicht weiß, wo aus, wohin,
Sich trüg und fein zusammenzieh'n.
Und mit dem Stachel machen „vick“
Das ist die Igelpolitik.

Ein alter Spiz fand keinen Herrn,
Wie soll der Arme sich ernähr'n?
Als Hofhund war er viel zu schwach,
Als Jagdhund kommt er niemals nach,
Da fiel ihm ein, wie er so rennt,
Er hätt' zum Riechen viel Talent.
Er fing zu schnüffeln an, und steh,
Da nährt ihn reichlich sein Genie,
Die besten Bissen wurden sein,
Das trug ihm seine Nase ein.
Für andere lauern auf Verrath
Und von dem Lohn der schönen That
Den Wanst sich fressen rund und dick,
Das war die Spizpolitik.

Im Netz, gesponnen still und schlau,
Sitzt eine Spinne schwärzlich grau,
Ihr vor der Nase, sum, sum,
Schwirrt eine Fliege frei herum.
Die Spinne denkt bei sich voll Ruh':
Du dummes Thierchen flieg nur zu;
Ich kann nur spinnen, doch mein Netz
War fecker Fliegen Unglück stets,
Sie flattern frei sich müd und matt,
Bis sie die Spinne endlich hat.
Im Netze lauern klug und fein,
Und wenn die Fliege fällt hinein
Noch selbst bedauern ihr Geschick,
Das ist die Spinnenpolitik.

Im Thierreich bricht Parteikampf los,
Partei nimmt alles klein und groß,
Ein jedes Thier nimmt seine Wahl,
Die Schnecke nur bleibt ganz neutral,
Sie denkt: macht's mit einander aus,
Was kümmert's mich, ich hab mein Haus!

Indeß die andern todt sich mühn,
Schleicht sie im Grase ruhig hin,
Und frist, was And'rex Muth erstritt,
Zulezt gemächlich dennoch mit.
Wenn And're stürmen kühn voran,
Fein sicher schleichen hintenan,
Und sicher kriechen fein das Glück,
Das ist die Schneckenpolitik.

„Ich denke Dein!“

(Samstag's Poesie eines Ehemann's. Zur Guitarre zu fingen.)

Ich denke Dein,
Wenn von Aurorens Strahlen
Die Kaffeekanne hoch erglüht,
Und Deine Wange, holde Gattin!
Im Eifer des Genusses blüht.

Ich denke Dein,
Wenn Du zum Markt gerüstet,
Das Geld mir aus der Börse pflückst,
Und mir zur Meßzeit's Olimpiade
Mit Forderungen hoch beglückst.

Ich denke Dein,
Wenn Deine Schlüssel rasseln,
— Ein mittelalterlich Gespenst! —
Und zankend Du durch Küch' und Kammer,
Erzürnt an mir vorüberrennst.

Ich denke Dein,
Wenn ich am Samstag flüchte,
Die breite Feder hinter'm Ohr,
Weil alle Zimmer Bluthen zeugen
Und Quellen sprudeln rings hervor.

Ich denke Dein,
Wenn, ach! die Ordnungsliebe
Auch in mein Lustkulum Dich treibt,
Dein Eifer meine Bücher richtet
Und meine Manuscripte stäubt.

Ich denke Dein,
Wenn Deine große Wäsche
In meinen Reichen führt das Wort,
Und Bügeleisen-Barrikaden
Mir sperren jeden Zufluchtsort.

Ich denke Dein,
Will ich den Schiller lesen,
Um Euch zu bilden Groß und Klein,

Und unter Thüren-Kanonaden
Du stürmst geschäftig aus und ein.

Ich denke Dein,
Bin ich in Poesteen
Vertiefet, glücklich, reich und stolz,
Und mich dann aus Gypsum rüttelst
Das Schreckenswort: „Wir brauchen Holz!“

Ich denke Dein,
Komm' Abends ich nach Hause
In Gott vergnügt, — nur etwas spät —
Und Deines Schmollens üble Laune
Noch Wochen lange Spannung sä't.

Ich denke Dein,
Wenn Deines Kammermädchens
Mich anzunehmen, Menschheit zwingt,
Und Du mit Eifersucht mir lohnest,
Die mich um Schlaf und Ruhe bringt.

Ich denke Dein
Zu allen, allen Zeiten,
Wo mir das Leben wird zur Pein;
Drum muß ich Deiner stets gedenken,
Und das muß wahre Liebe sein!

Demokraten-Lied.

Deutsche Sonne, deutsche Sonne,
Ist dein lichter Tag geflohen?
Konntest nicht durch Wolken dringen,
Die mit nächt'gem Dunkel drohen?

Schwarz die Nacht, die Nacht der Knechtschaft;
Hell die Schmach und hell die Schande!
O du freier Gott da droben,
Gnade diesem Trauerlande!

Schmach ist unser Brot geworden,
Und das Elend unsre Speise,
Fluchen unser Morgenbeten,
Knirschen unsre Sangesweise.

Hörtest du die falschen Eide,
Sahst du, wie man uns geschändet?
Gott der Rache, flamme, flamme,
Bis der Hölle Herrschaft endet!

Bis die Ketten sind gebrochen,
Bis die Zwinger sind geborsten,

Dorthin schleudre deine Blige,
Wo der Knechtschaft Drachen horsten!

Gott der Freiheit, Gott der Gnade,
Gib das Schwert uns in die Hände;

Gib das Schwert zum letzten Kampfe,
Daß die Faust das Glend wende!

(Rh. Echo.)

F e u i l l e t o n .

Bremen. Von A. v. Sternberg ist ein Bändchen „brauner Märchen“ erschienen (bei Schlotmann in Bremen). Das kleine Buch ist ganz aristokratisch ausgestattet, hat einen Goldschnitt und steht recht zierlich aus. Hat man aber nur das erste Märchen gelesen, so legt man es unwillig aus der Hand, denn etwas Obscöneres ist wohl noch nie gedruckt worden. Da fällt uns ein, was Sternberg in der Vorrede zu seinen Royalisten (oder zu einer der Fortsetzungen derselben) sagt. Er meint da nämlich, daß jeder Autor nur nach seinen Ansichten schreiben dürfe, daß auch aus dem Roman die Gesinnung des Autors zu erkennen sein müsse. Nun — in diesen braunen Märchen zeigt sich also Herr v. Sternberg nicht minder in seiner Wahrheit, wie er sich in seinen Royalisten zeigt. Vielleicht zahlt ihm irgend Jemand eine Pension für diese braunen Märchen, ich weiß nur nicht gleich, wer. Nur die Komödiantin Bierack und deren roher und hoher Courtisan können diesen Schund mit Wohlgefallen lesen. Ohne Zweifel, Herr A. v. Sternberg hat den Muth, eine Meinung zu haben. Hier aber würde man den Muth mit einem anderen Worte bezeichnen. Man braucht kein Jugendheld, kein Moralist zu sein, um diese braunen Märchen mit Ekel aus der Hand zu legen: das angeborene Gefühl der Scham wird schon Jeden dazu treiben. Man kann die Romane Crebillons lesen, Gukow's Wally, Schlegel's Lucinde, Laube's junges Europa, und man findet dort die nackte Wahrheit wenigstens nicht häßlich, denn jene Schriften haben einen Zweck, einen socialen oder einen ästhetischen. Hier aber ist alle Unnatur und alles Widerliche ohne Zweck. Wäre noch Poesie, Geist anzutreffen — man könnte vielleicht noch einen Grund zur Entschuldigung anführen. Aber nur Ekelhaftes und Schmutziges zu finden — das ist ohne Beispiel. Herr v. Sternberg setzt sich selbst aber die Krone auf, indem er seine braunen Märchen in einer langen Vorrede vertheidigt, von der man nicht weiß, was man sagen soll! Wäre der Gegenstand ein anderer, dann lohnte

es vielleicht der Mühe, näher darauf einzugehen — so aber satis est.

Charleston. Das Athenäum vom 22. December v. J. enthält aus dem „Charleston Courier“ Folgendes: Flora spielt manchmal phantastische Rollen, gewährt aber fast immer dem Gesichts- oder Geruchssinn Vergnügen. Wir hatten Gelegenheit, eine ihrer Nachahmungen in Gestalt einer Schmetterlingsblume zu sehen, so ähnlich, daß auf den ersten Anblick das Auge vollständig getäuscht wurde. Die Blume hatte den Umfang eines der größten Arten von Schmetterlingen, war äußerst bunt in den Farben, und die Flügel oder der Körper waren mit dem feinen Flaum bedeckt, der dem lebendigen Insect eigenthümlich ist. Die Pflanze soll aus Trinidad gekommen sein und die Blume die erste sein, die man daraus gezogen hat.

Helgoland. Helgoland, eine Insel, die jetzt kaum so viel Viertelstunden zählt, als sie einst Meilen gezählt, war früher ein Nest von Seeräubern, die als Wappen Rad und Galgen auf dem Aermel trugen und deren letzter Häuptling sich nannte: „Ich, von meinen eigenen und nicht von Gottes Gnaden, der lange Peter, Mörder der Holländer, Einfänger der Hamburger, Stürmer der Dänen, Zuchruthe der Bremer u. s. w.“ Dies kleine Eiland spielte von 1807 bis 1813 eine wunderbare Rolle. Die Engländer hatten es 1807 ohne Widerstand in Besitz genommen und zu einem Depot des Schmuggelhandels gemacht, welcher des Continentsystems spottete. Helgoland hieß damals Klein-London; Handelsabenteurer aller Art trieben sich dort umher. Jährlich liefen 300—400 Schiffe ein. Um aber das merkwürdige Schauspiel voll zu machen, gaben sich dort Generale, Diplomaten und Fürsten aus allen Ländern ein Stelldichein, um gegen Napoleon zu conspiriren. — Hierher kam Gustav IV. Adolph, der Graf von Artois, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, Wallmoden, Gneisenau und wer weiß, wie viele Andere, die in den kleinen Fischerhütten über die wichtigsten Unternehmungen be-

rathschlagten und die Schicksale vorbereiteten, welche 1813 und 1814 der europäischen Welt eine andere Gestalt gaben.

London. Ein amerikaniſcher Phyſiker, Dr. John Gorrie in Florida, hat Maſchinen von ſehr einfacher Conſtruction erfunden, durch welche das friſche Quellwaſſer ſoſort in Eis verwandelt werden kann, ſo daß unſere Condi- toren in Zukunft nicht mehr nöthig haben werden, ſich für ihren Sommerbedarf von Gefrorenem ſchon im Winter das Eis einzufammeln. Die Conſtruction jener Maſchine beruht auf der Theorie der Hochdruckdampfmaſchine, wozu die Luſt in einer Pumpe ihrer latenten Wärme durch mechanischen Druck beraubt wird und demnächſt auf das Waſſer einwirkt, das dadurch zum Gefrieren kömmt. Engliſche Blätter, die den Amerikanern das Verdienſt dieſer Erfindung nicht gönnen, verſichern, daß in Deutschland bereits früher eine Hochdruckmaſchine angefertigt worden, durch welche das Waſſer in Schneeform ausgeworfen worden. Auch ſoll ein engliſcher Mechaniker, Trevethick, Maſchinen ausdrücklich zu dem Zwecke, Waſſer in Eis zu verwandeln, mit Glück angefertigt haben.

Paris. „Die Demagogen ſind die Höſlinge und Schmeichler des Volkes, ſo lange das Volk ſouverän iſt. Sie leiten daſſelbe, um deſſen Laſter und Verbrechen auszubeuten. Sie be- rauschen es, um es in alle Abgründe zu ſtürzen. Sie treiben ſeinen Haß, ſeine Noth, ſeinen Ehrgeiz bis zur Tyrannei gegen die anderen Claſſen der Geſellſchaft. Sie drängen es zu Verſchwörungen und Gewaltthätigkeiten gegen ſeine Regierung ſchon am nächſten Tage nach einer Revolution, welche die geſetzliche Freiheit und mögliche Gleichheit geben wollte. Sie bewaffnen es gegen ſeine Regierung, gegen ſeine Conſtitution, gegen das Bürgerthum, gegen die Induſtrie, gegen den Handel, gegen das Eigen- thum, gegen die Familie, gegen die Geſellſchaft, gegen ſich ſelbſt, gegen Alles, was die Gewerbs- thätigkeit, das Wohlſein und das Leben der Völker aufrecht hält. Sie rathen ihm den Selbſtmord, ſie leihen ihm Waffen, damit es ſich mit eigener Hand zerleiſche. Das ſind die Volkſchmeichler, die wo möglich noch ſchlim- mer ſind, als die Schmeichler und Höſlinge der Könige, denn dieſe leiden doch wenigſtens nur

Einen Menſchen irre, während jene eine ganze Nation zu verderben ſuchen. Ja, Eure Clubs werden, wenn Ihr ſelbſt Hilfe ſchafft, in uns Sehnsucht nach der Rückkehr der Monarchie er- regen. Dieſe Demagogen ſind die Geißel zu allen Zeiten und an allen Orten geweſen. Sie haben Athen geſtürzt, ſie haben Rom geſtürzt, ſie ſtürzten die erſte franzöſiſche Republik von 1793, ſie griffen die zweite gleich nach dem 25. Februar an und ſeitdem fünf Mal in fünfzehn Monaten.“ (Lamartine.)

*** Von der philoſophiſchen Denkart Dide- rot's wird folgender intereſſante Zug erzählt: Ein junger Menſch überſendet ihm eine Satire im Manuscript zum Leſen. Dieſe Satire iſt gegen Diderot ſelbſt gerichtet. Er läßt ihn kom- men und fragt ihn, wie er ſich beikommen laſſen könne, ihm die Zeit durch das Leſen einer Satire zu ſtehlen? Der junge Menſch antwortete, er habe Geld gebraucht und gehofft, daß er ihm das Manuscript abkaufen würde, um den Druck zu verhindern. Diderot ſagte, wenn er dieſes wolle, ſo könne er ihm einen weit einträgliche- ren Rath geben. Er ſolle zum Bruder des Duc d'Orleans gehen und ihm das Buch dedi- ciren; dieſer wäre ſein Feind und würde die Satire mit Gold aufwägen. Der junge Menſch hatte keinen Zugang zu dem Prinzen. Diderot ließ ihn ſich niederſetzen und dictirte ihm ein Epitre dedicatoire a son altesse. Damit ging der arme Teufel zum Prinzen und erhielt 25 Louisd'ors.

Troppau. In Troppau lebt ſeit eini- ger Zeit ein Menſch, welcher ſich einbildet, ein Singvogel zu ſein. Er hat demzufolge die Ecke ſeines Zimmers mit Stäben in Form eines Vogelbauers verſehen, worin er ſitzt und ſich von einer gedungenen Perſon Liedchen auf einer kleinen Vogelleier vorſpielen läßt. Dieſer Zu- ſtand, welcher bereits ein Jahr dauert, hat ſich zuerſt dadurch kund gegeben, daß der Geiſtes- verwirrte eine Gimpelfabrik in Großen anlegen wollte. Er wollte alle Jahre eine Million ab- gerichteter Gimpel verkaufen, und ließ er auf ſeiner Oekonomie ganze Felder anſtatt mit Ge- treide mit Vogelbeeren und Samenblumen be- pflanzen, was ſeinen Bankerott zur Folge hatte. Hat dieſer Mann für ſeine edle Abſicht noch keine Orden von Oeſtreich und Preußen erhal- ten?! — O Undank!

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commiſſion der Arnoldiſchen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.